

Brich auf! – Steh und geh!

Der „Aufbruch“ der Orden im Wolkendunkel Gottes

Das Banale ist oft das Abgründigste, das Selbstverständlichste das Geheimnisvollste, das Alltäglichsste oft dasjenige, das die meiste Wahrheit über unser Leben enthält, wenn wir das Banale, das Selbstverständliche, das Alltägliche nur wirklich staunend wahrnehmen. Unsere Erwartung sucht gern das Interessante und das Ungeheure, die Schlagzeile; so lange wir aber diesen Wunsch festhalten, umgibt sich das wirklich Bedeutungsvolle mit dem Charakter der Alltäglichkeit und entschwindet darin dem Blick. Der wirklich Denkende und Glaubende muss lernen, den Schein der Selbstverständlichkeit zu durchdringen und in die entsunkene Tiefe einzutauchen.

Das Leben geht

Ein solch kleiner Versuch soll am Anfang unserer Gedanken stehen. Es ist der Versuch, eine Banalität des Lebens zum Leuchten zu bringen. Das was ich mit ihnen bedenken möchte, liegt verborgen in einer täglichen, fast alltäglichen Frage. Sie kennen sie alle, sie lautet: „Wie geht es Ihnen?“ Und fast so banal sind unsere Antworten: „Es geht...“; „Es geht mir gut“; „Es geht so, ... so lala.“ Manchmal kann man schier verzweifeln: „Soll ich wirklich sagen, wie es mir geht – so ist das wohl nicht gemeint – wer hätte Zeit dafür?“. Also: „Es geht so“, oder etwas differenzierter: „Es geht mir durchwachsen“ – aber eben: „Es geht“.

Und da stehen wir diesen zwei kleinen Worten gegenüber: „Es geht“. Wenn wir nun den Mut haben genauer hinzuhören und hinzu-

schaun, liegt in diesen zwei Worten fast unser ganzes Leben: „Es geht!“

Denn seit es begonnen hat, geht es. Es geht immer weiter. Ob wir das wahrnehmen wollen oder nicht: Wir bleiben nicht Kind, wir werden erwachsen. Wir bleiben nicht jung, wir werden älter. Wir erobern die Welt auf unsere Weise und wir verlieren sie, ebenso auf unsere Weise. „Es geht“ – die Karawane zieht weiter.

Seit wir leben, geht es uns immer um etwas: es geht um mich, es geht um dich, es geht um uns, es geht um das liebe Geld, es geht um mein Ansehen, auf jeden Fall: Es geht immer um etwas – täglich.

Und darin manchmal die Erfahrung: Wir behalten nicht unsere Spannkraft und gebündelte Energie, manches geht langsamer, manches geht gar nicht mehr. Wir brauchen Brillen, Zähne müssen ersetzt werden, und unsere Haare lassen sich leichter zählen. Das Leben – „Es geht so, ... so lala!“ Aber es geht, geht immer weiter... Und manchmal weiß ich gar nicht so recht, wo es denn hin geht.

Das Leben selbst sorgt dafür, dass wir uns verabschieden müssen – nicht nur auf Bahnhöfen – , weil „es geht...“ Wir können es ignorieren, überspielen, hinausschieben. „Es geht...“ Wir können so tun, als lebten wir ewig auf dieser Erde und uns wichtig nehmen. Dageblieben ist noch keiner. „Es geht...“ und „du gehst“.

In einem Gedicht von Hilde Domin, es trägt die Überschrift: „Mit leichtem Gepäck“, lauten die ersten beiden Strophen:



*Gewöhn dich nicht.
Du darfst dich nicht gewöhnen.
Eine Rose ist eine Rose.
Aber ein Heim
ist kein Heim.*

*Sag dem Schoßhund Gegenstand ab
der dich anwedelt
aus den Schaufenster.
Er irrt. Du
riechst nicht nach Bleiben.*

Wir müssen nicht gleich an so „dramatische Dinge“ wie unseren Tod denken – obwohl es wahr bleibt, das letzte Gehen geht in jedem Schritt bereits mit –, aber wir Menschen sind gehende. Wir riechen nicht nach Bleiben. Wir sind Menschen, die auf einen Weg gebracht sind. „Homo viator“ nennt das die Philosophie. Ein Leben lang auf dem Weg zu sein und mit sich an kein Ende kommen, gehört zur Grunderfahrung menschlichen Daseins. Obwohl wir das wissen, oder sollte ich besser sagen: ahnen, fällt es doch manchmal schwer, dies zu akzeptieren. Wir möchten lieber hocken bleiben. Denn dieses Wissen ist noch nicht zu unserer Wahrheit geworden. Es fällt schwer, immer wieder aufbrechen zu müssen, vielleicht deshalb Hilfe anzunehmen – weil wir nicht alleine gehen können –, abhängig zu werden. Manchmal ist es sehr mühselig, einen Sinn darin zu erkennen, immer neu zu hoffen und die durch Veränderungen gegebenen Chancen zu erkennen, auch noch im Alter, auch noch nach der x-ten Veränderung, immer noch weiterzugehen, nicht abzuhängen, nicht zu resignieren. Wie geht es, dass es immer wieder geht? Auch nach Ernüchterungen und Enttäuschungen und Misere – wie geht es, dass es geht? Heute, Morgen und Übermorgen, in Treue, trotz vieler Umwege?

Die einfache, fast banale Frage: „Wie geht es Dir?“ Und die nicht minder oft leicht hingeproschene Antwort: „Es geht!“ führt uns vor Augen, dass unser Thema: „Brich auf! – Steh und geh!“, ein Grundthema allen mensch-

lichen Lebens ist. Es handelt sich also nicht einfach um ein Notstandsthema für abgeschlaffte Ordensleute oder frustrierte „Kirchenbedienstete“. Leben bedeutet Aufbruch, um immer wieder erneut Stand zu gewinnen auf dem Lebensweg. Freilich, mancher rennt und rennt ohne jemals aufzubrechen.

Der Glaube jedoch gibt dieser unausweichlichen Lebensdynamik einen besonderen Akzent. Er weist in den Weg der Hoffnung ein, der alle Wege überschreitet. Der Freigang des Glaubenden ist mehr als nur gehen, er ist wesentlich Übergang, Transfer, ein sich Überschreiten auf die Verheißung hin, die Gott selber ist.

Gott „ist“ Weg

Das erste Wort, dass Gott in der Bibel zu einer geschichtlich erkennbaren Gestalt gesprochen hat, ist dieses: (lek le ka) „Geh du aus deinem Land!“ Ein Wort des Auszugs, des Exodus. Damit ist für den Glaubenden das Thema schlechthin angeschlagen: Aufbruch, auf den Weg gehen, Auszug aus dem Gewohnten, aus dem festen Standort. „Geh du“: auf dem Weg sein in ein Land, das du nicht kennst!

Auch Jesus ruft im Evangelium auf den Weg: „Wer mein Jünger sein will, der folge mir nach!“ Der, der keine Höhle, kein Nest für sich hat, schickt auf den Weg. In der Apostelgeschichte wird die junge Christenheit „der neue Weg“ genannt!

In der Bibel ist mehr Exodus vorgesehen als heimatliches Wohnen. Deshalb sind jene Gestalten im Gedächtnis groß und lebendig geblieben, die das bestehende Selbstverständliche verlassen haben, gegen das allgemeine Bedürfnis nach Stabilisierung und Vergemütlichung des Lebens.

Glauben heißt, aus dem Bekannten in das Unbekannte gehen, wie Abraham, Moses, die Exilspropheten, Jesus, Paulus und viele mehr...

Glauben heißt riskieren, weil das Kommen-



de nicht gesehen werden kann. Mehr auf Gott hin wagen, als auf die eigenen Kräfte. „Man tut, was man kann“, das gilt im Entscheidenden nicht für einen Christen. Ein Christ ist ein Mensch, der tut, was man nicht kann, was man nur mit Christus tun kann. Der Glaube ist Kraft, von sich weg her empfangen. Glauben heißt ohne Netz arbeiten, weil das Ziel nur mit den Mitteln der Freiheit erreicht werden kann. Glauben heißt vor allem im Blick auf Gott gehen. Deshalb sind die beständigen Fragen des Glaubenden: Wo muss ich loslassen? Wo bin ich gebunden? Wo habe ich mich angesiedelt? Wo bin ich verhärtet in „Positionen“? Wo muß ich ausziehen aus Eigenentwürfen? Der Glaube ist Transfer zu neuem Leben.

„Abraham glaubte Gott“, heißt es auf das Geheiß Gottes hin, „Geh du aus deinem Land“. Das hebräische Wort für „glauben“ (he’emin, das in unserem „Amen“ nachklingt) heißt ursprünglich „sich festmachen in“, „Stand nehmen in“: Er nahm Stand in Gott! Er steht in Gott. So geht er seinen Weg. Hier ist Anfang und Urbild des Glaubens! Der Glaube geht, indem er zugleich in Gott steht. „Brich auf! – Steh und geh!“, so läßt sich nun sagen, ist eine andere Formulierung für den biblischen Glauben, der die Dynamik des menschlichen Lebens weitert und über sich selbst hinausführt.

Damit ist jedoch noch längst nicht das Wichtigste gesagt. „Brich auf! – Steh und geh!“, ist eine kurze Umschreibung des Gottes Israels: Gott bricht auf; Gott steht, und geht mit seinem Volk.

Der erste Schritt, der im Glauben überhaupt gegangen wird, ist Gottes Schritt auf uns zu, ist der Weg, den Gott geht, sich überschreitend, sich verschenkend, sich mitteilend. Das gilt bis heute. Er spricht, er handelt, er kommt. Im Vordergrund von Offenbarung und am Anfang menschlichen Glaubens steht das Handeln Gottes in diese Welt hinein, der Einbruch Gottes in diese Welt. Gottes Weg zu uns, der Weg, den Gott macht. Er bricht

auf! Er steht zu uns! Er geht mit uns! „Gott kommt von Teman her...“ heißt es in Hab 3,3. Gott ist ein mitgehender Gott; ein mitreisender, oder besser, ein mitreisender Gott. „Unser Gott ist Nomade“, heißt es in einem modernen Kirchenlied. Das ist das Glaubensparadox: Bei Gott gibt es nur Halt, wenn wir mit Ihm gehen!

Wir müssen es mit Klaus Hemmerle genauer sagen: „Gott macht nicht nur einen Weg, sondern Gott ‚ist‘ Weg. Er veranstaltet nicht einen Ausflug über sich hinaus in die Welt, um uns etwas von seinem Licht und seinen Gaben mitzuteilen, sondern er begibt sich selbst auf diesen Weg und zeigt so, wer er ist: Gott des Weges, ein sich überschreitender, sich hingebender, liebender Gott, ein Gott, der in sich selber Liebe ist. Gott zeigt uns nicht nur, was er tut, sondern wer er ist, auch wenn sein Wesen stets unser Fassen-können überschreitet. Aber als dieser je Größere, uns je Übersteigende, gibt und gönnt er sich.“² Das sich-selbstüberschreiten ist sein Wesen, eben Liebe.

„Wie Gott auf uns zugeht, so ist er. Überschärft gesagt: Gottsein geht so, wie Gott es uns zeigt, indem er sich in Jesus Christus unschenkt.“³ Und dieser Jesus sagt von sich: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, genauer übersetzt, müßte man formulieren: „Ich bin der Weg, das ist die Wahrheit und das ist das Leben.“ Im Kreuz offenbart sich dieser Weg Jesu bis ins Letzte. „Er (Jesus, d. Vf.) ist der Weg im Aushalten unserer Weglosigkeit.“⁴

Weil Gott Weg ist, ist Gottes Sprech- und Handlungsweise das Futur, die Zukunftsform. Alle wesentlichen Aussagen über Gott sind in der Kategorie der Verheißung des Kommenden gegeben. Denn so lautet auch sein Name, den er Mose offenbart hat: „Ich werde da sein, als der ich da sein werde“ (Ex 4,14). Jahwe, der Gott unserer Väter, der Vater Jesu Christi tut seinen Namen kund in der Ausweglosigkeit seines Volkes: von einer Großmacht unterdrückt, in seiner Identität



bedroht, ohne Zukunftsperspektive. Seine Gegenwart, die sich erweisen wird und unverfügbar bleibt, ist allein Hoffnung und Zuversicht.

„Brich auf! – Steh und geh!“, d. h. also an erster Stelle: Gott kommt all unserer Freiheit zuvor und übertrifft all unser Können. Dieses Wort ist zuerst nicht Appell an uns, sondern Anrufung Gottes: „Gott bricht auf! Steh uns bei und geh mit uns!“ Wir gehen, weil er mit uns geht, ja sich selbst als Weg erweist. Und doch ist es kein Geschehen, das nur an uns und über uns hinweg passiert. Es ist ein Geschehen, das sich uns mitteilt, indem es uns selbst auf den Weg ruft. Dies ist der Aufbruch Gottes zu uns, dass er uns selber aufbricht, damit wir aufbrechen. Der Weg, den Gott zu uns geht, der Weg, der Gott selber ist, erreicht uns, indem wir uns auf den Weg machen. Offenbarung kommt im Glauben, d. h. im Gehen seines Weges, an.

Christliche Hoffnung richtet sich auf Gott selbst, der für uns da sein wird und sich unverfügbar immer neu erweisen wird. Christliche Hoffnung gründet sich auf den Gott, der Jesus von den Toten erweckt hat, der die Weglosigkeit zum Weg gemacht hat. Wir folgen Christus, dem Weg, der unsere Weglosigkeit ausgehalten hat. Jesus – Jehoschuha – „Er (Jahwe) wird retten“ ist der Name der uns geschenkt ist. Kein anderer Name ist uns unter dem Himmel gegeben (Apg 4,12), um unseren Weg zu finden. Die Gegenwart des erhöhten Herrn, des Kyrios, der kommen wird in Herrlichkeit, zu suchen, ist der Aufbruch, der alle Aufbrüche unseres Lebens bestimmen muss.

Die andere Wegepolitik Gottes

Kennen wir diesen Wege-Gott wirklich? Kennen wir z. B. die Umwegpolitik Gottes? Die biblischen Schriften dokumentieren ein ziemliches Gemisch von Erwartungen, Verwunderungen, Ärger, Ungeduld, Aufbegeh-

ren und Zweifel, das genau an dem Punkt entsteht, warum den der Allmächtige nicht gleich alles im Augenblick und auf der Stelle vollbringt? Ratz fatz! Warum dieses Zuwarten über all dem furchtbaren Geschehen in den verschlungenen Gängen des eigenen Lebens und der Menschheitsgeschichte? Gott scheint am liebsten auf krummen Wegen zu gehen. Vielleicht aus Anpassung an unsere Vermeidungstaktik? Es gibt eine nicht verrechenbare Umwegpolitik Gottes. Dann wiederum geht Gott ganz kurze Wege, wir nennen das Wunder. Sie sind die Aufhebung aller irdischen Umständlichkeiten. Plötzlich gehen einem die Sätze auf: „Gott hat uns zuerst geliebt“ (Röm 5,8); „Gott ist größer als unser Herz“ (1 Joh 3,20); „Seine Liebe kommt allem Reden zuvor“ – ein heute sehr trostreiches Wort (Ps 139; Mt 6, 7-8). „Gott führt bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten“ (Röm 8,28).

Gnadenhafte Abkürzungen gibt es nicht immer! Es gibt Wüstenwanderungen in der Bibel. Es gibt lange Erprobungszeiten für die Propheten und für das Volk. Es gibt Passionen. In der Passion Jesu geschehen keine Eingriffe. Seine Versuchung besteht in der Einladung, den kürzesten Weg der Allmacht zu gehen. Jesus lehnt sie als vom Bösen kommende Suggestion ab. Gottes Wege sind nicht einfach Siegerstraßen. Sie können ganz nach unten führen, bis in die Ausweglosigkeit.

Adam und Eva, Kain und Abel, Abraham, Mose, David, Elija, Jeremia, Jona, Paulus, Petrus, wer sie nur ein wenig kennt, weiß um die Ruhelosigkeit dieser Gestalten, weil sie an den lebendigen Wege-Gott geraten sind. Wer kennt die Landkarte der Wege Gottes? Der Gott Israels, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs kennt sehr wohl auch Leid, Wunden, die er reißt und heilt, und ungetrösteten Schmerz. Die biblische Botschaft macht deutlich, dass die Verborgenheit, das schmerzliche Vermissten Gottes mit seinen heilenden Wirkungen, in die Geschichte Gottes mit den Menschen hinein gehört. Aber gibt es noch die Ehrfurcht und das Er-



staunen vor der Tiefe des Geheimnisses Gottes? Denken wir nicht viel zu brav von Gott? Zu „selbst“-verständlich, d. h. allein von unseren Vorstellungen her? Gott ist Liebe, freilich, aber nicht Marmelade. Glauben wir zu sehr „an einen Gott, der zu uns passt und der uns passt? ... Nein, wir haben mit einem Gott zu rechnen, der uns oft gar nicht passt, der uns quer kommt, der uns nicht einfach nur ein Innewerden unserer Selbst vergönnt, ohne jedes Erschrecken, der uns nicht nur jubeln, sondern auch schreien und schließlich schweigen läßt. Dieser Gott kann nicht weg reformiert werden, um das Christentum verträglicher zu machen. Wer die Gottesfurcht preisgibt, der wird durch Menschenangst überrollt“, schreibt Bischof Franz Kamphaus.⁵

„Aufbruch“ der Orden im Wolkendunkel Gottes

„Wie geht's? Wie geht es uns – uns Ordenschristen?“ „Es geht!“ „Es geht so lala“. „Es geht so durchwachsen?“ Nicht jeder Umbruch ist schon ein Aufbruch. Wer im Kreisverkehr sitzt, kommt auch nicht weiter. Ist Abraham bei uns angekommen? „Geh, verlass dein Vaterland und dein Mutterhaus!?“ Ist unsere derzeitige Situation ein „Einfall“ Gottes? Kommt er uns in die Quere? Bricht Gott auf, um uns aufzubrechen? Denken und beten wir darüber genügend nach?

Es wird verdächtig viel über „Aufbruch“ geredet und geschrieben, so dass man überall Hocker, Blockierer und Falschparker vermutet. Die Krise wird als Chance verkauft. Man hat sich quasi der euphemistischen Politikersprache angeglichen, die sinnig vom „Nullwachstum“ spricht. Ressourcenforschung wird betrieben. Es wird rationalisiert und funktionalisiert. Viel Ermutigungsrhetorik wird verabreicht. Darf man die Frage stellen: Handelt es sich bei alldem vielleicht um einen Abschirmungsversuch vor dem Zugriff Gottes?

Was ist, wenn der große Rabbiner unserer Gegenwart, Abraham Heschel, recht hat, der sagt: „In der Tat, Gott verbirgt Sein Antlitz in unseren Tagen, aber Er verbirgt sich, weil wir ihm ausweichen.“⁶ Stehen wir noch nackt vor Gott, bar all unserer Pläne und Konzepte? „Und Du Gott, was meinst Du?“ Suchen wir Ihn noch unbefangen? Ist der Einsturz, den wir derzeit erleben, eine Frage des Krisenmanagements? Ist die Aufbruchsrhetorik die Flucht nach vorn? Bei Jesus Sirach läßt sich lesen: „Furcht und Verlangen laß ich über euch kommen bis Euer Herz von mir erfüllt ist“ (vgl. Sir 4,17). Könnte das die Stunde des Aufbruchs sein? Bricht Gott zu uns auf in dem, was wir jetzt in unseren Gemeinschaften erleben? Ist er bereits am Werk und kommt: „Siehe! Ich werde im Wolkendunkel zu dir kommen“ (Ex 19,9). „Siehe“, steht da: Es ist etwas zu sehen, wahrzunehmen, zu erfahren, aber in Verhüllung, im „Wolkendunkel“. Was ist zu sehen? Was ist das „Wolkendunkel“?

Bei Joseph Eichendorff findet sich die Gedichtstrophe:

*Du bist's der was wir bauen,
Sanft über uns zerbricht,
dass wir den Himmel schauen
Darum, so klag ich nicht.*

Bei Nelly Sachs findet sich ein Vers, den man ungeschützt nicht gerne zitiert, weil er mißverständlich sein kann, ja sogar für manchen ärgerlich. Für sie ist er aber gereifte Lebenserfahrung: „Der Himmel übt an dir Zerbrechen, du bist in der Gnade.“

Übt der Himmel an uns Zerbrechen, damit wir neu werden, in seine Gnade gelangen? Knackt Gott mit uns derzeit Nüsse, harte Nüsse? Bricht er auf, damit wir endlich aufbrechen? Fliehen wir die Gegenwart Gottes im Jetzt, sein Gewicht, seine Schwerkraft, seine Wucht? Die Bibel nennt das seine Herrlichkeit – kabod.



Fluchtbewegungen

Es gibt viele Weisen der Flucht vor der Zustimmung Gottes in unserer Zeit.⁷ Simone Weil hat recht, wenn sie sagt: „Alle Sünden sind Versuche, die Zeit zu fliehen.“⁸

Wir können vor der Gegenwart Gottes nach hinten fliehen, nach Ägypten, wo alles seine alte Ordnung hat, wo wir wissen wo hin wir gehören, so z. B. in den Traditionalismus und Fundamentalismus.⁹

Die Flucht nach außen in Politisierung des Glaubens. Politisches Engagement ist nötig. Aber eine Ordensfrau oder ein Ordensmann, der meint, seine Glaubenszweifel bewältigen zu können, indem er weniger von Gott und mehr von Nicaragua predigt, mit Flugblättern agiert, irrt.

Es gibt die Flucht nach oben: in die Utopien, Tagträume und in die Fata Morgana, also falsche Zukunftserwartungen, ein romantisches Verlangen nach dem Himmel auf Erden, eine allzu fromme Weltsicht, eine Illusion von Glück und von schwebender Freiheit.

Es gibt die Flucht vor Gott nach unten in die Untergangsstimmung, in Fatalismus und Pessimismus. Nörgelnd lamentierende Daulenlutscher gibt es wahrlich genügend.

Vier Fluchtbewegungen vor dem „Wolken-dunkel Gottes“ sind besonders markant: Die Vogel-Strauß-Flucht bzw. die Leugnung der Realität, die Flucht nach Innen bzw. ins Private, die Flucht nach vorn bzw. die Suche nach dem Sündenbock, schließlich noch die Flucht zur Seite in den Professionalisierungsrausch.

Da gibt es die Vogel-Strauß-Flucht: die Leugnung der Realitäten. Eine der schwersten Aufgaben eines jeden Menschen ist es, ein möglichst klares und realistisches Bild von der Wirklichkeit zu entwickeln. Damit hat man ein Leben lang zu tun. Nicht selten versuchen wir dabei, einen Weg zwischen zwei Extremen zu finden: zwischen Panik und blinder Naivität, zwischen Untergangsstim-

mung und Optimismus, zwischen Arglist und Arglosigkeit. Mancher führt relativierende Redensarten im Mund: „So schlimm wird es schon nicht kommen“, „Der Brei wird nicht so heiß gegessen, wie er gekocht wird“ und „Nach Regen kommt Sonnenschein“. Im Extrem denken: „Alles oder Nichts“, „Schwarz oder Weiß“ hat seine problematischen Seiten. Es besteht jedoch die Gefahr, aufgrund einer starken Relativierung den Ernst der Lage zu leugnen und damit die Verantwortung abzustreiten. Christliche Spiritualität zeichnet sich durch die Wahrnehmung der ungeschönten Wirklichkeit aus: die Erfahrung der Freude und des Leidens, des Lachens und der Trauer, der Tränen und Hoffnungen, der Sehnsucht nach Frieden und der Wille zu Agressivität, der Verderbtheit, der Bosheit und des alltäglich Guten, der Gespaltenheit bzw. des Widerspruchs und gelebter Identität. Wahrhaftigkeit und Realitätssinn gegen Leugnung und Überspielen ist Notwendend. Wir können die Probleme, die wir im heutigen Ordensleben haben, immer wieder herunterspielen und uns dabei zu Zuschauern statt zu Mitspielern machen.

Da gibt es die Flucht nach vorn. Weil wir tausende Analysen aber keine durchschlagenden Lösungen haben, machen wir der Unzufriedenheit Luft, indem wir Sündenböcke suchen und sie nach vorn in die Wüste schicken. Die Oberen sind es, sie können nicht leiten und führen; die Jüngeren tragen Schuld mit ihren Veränderungen und Neuerungen, die keine Substanz haben; die Älteren, die sich von alten Aufgaben und Einrichtungen nicht lösen können; für die Feministinnen sind es die patriarchalen Strukturen; für andere die kritischen Theologen, die die Krise bedingen. Oder allgemein: der Werteverlust, die Medien, die Bischöfe, der Papst, Ratzinger usw. Diese Reihe von Beispielen für den Mechanismus der Verschiebung könnten wir fortführen. Und vieles würde daran zutreffen, einiges nicht. Doch immer würde die gleiche Gefahr bestehen, dass wir die Probleme zuallererst außerhalb von



uns selbst suchen, ohne dass wir den Mut aufbrächten, uns die Verunsicherung in uns selbst vor Augen zu führen. Solange wird das aber nicht getan haben, greift unsere Analyse zu kurz und vereiteln wir ein wirkliches Gespräch über die natürlich schwierigen Probleme, die sich hinter diesen Stichworten verbergen. Wir müssen Fragen länger aushalten lernen, damit Antworten wachsen können. Das schnelle Agieren macht alles nur noch verrückter. Die Übernahme der Ratlosigkeit schafft Träume mit offenen Augen. Der Mann Mariens, der hl. Josef, weist uns hier einen deutlichen Weg. Warum ihn nicht gehen?

Die Flucht vor der Gegenwart Gottes in den Zeichen der Zeit ist die Flucht nach Innen oder die Privatisierung des Ordenslebens. Wo die Probleme groß sind, macht man am Ende halt „sein Ding“. Man schafft sich seine Schrebergärten in der Seelsorge und in anderen Arbeitsbereichen. Diese Tendenz wird mit einem pluralistischen Anstrich versehen: „Ich lebe mein Leben, du deins. Ich bin nicht auf der Welt, um ständig deinen Erwartungen zu entsprechen, und du bist nicht auf der Welt um meinen zu entsprechen. Du bist du und ich bin ich. Und wenn wir einander zufällig begegnen, dann ist das schön, wenn nicht, dann ist das auch nicht weiter schlimm.“ Das ist das Credo des Psychiaters Perls, dem Ziehvater der Gestalttherapie.¹⁰ Individualisierung und Privatisierung macht frei. Das war und ist in manchen Gemeinschaften sicherlich nötig. Die Privatisierung – bei aller Wertschätzung ihrer positiven Seiten – kann tatsächlich ein Fluchtweg sein, eine Flucht aus der Gemeinschaft, eine Flucht vor dem anderen Menschen, der in mein Leben einbrechen könnte, eine Flucht vor der Verantwortung. Es gehört Mut dazu, zu sagen, dass wir mit allen dazugehörenden Sorgen und Freuden einander anvertraut sind. Es verlangt eine klare Entscheidung mit einer all zu oft „hinkenden“ Gemeinschaft seinen Weg zu gehen. Gemeinschaftssinn ist eine durchaus asketische Haltung.

Die verführerische Flucht „zur Seite“ bietet sich dort an, wo man sich total abhängig von dem Fachwissen der Fachleute macht. Professionalisierung kann in so einem Fall eine Gefahr darstellen. Wir meinen, wir könnten unsere Probleme gleichsam weiterreichen. Die technokratische Kultur, in der wir leben, mit ihrer einseitigen Wertschätzung des Rationalen, des Planmäßigen und Funktionalen hat uns oftmals stärker beeinflusst als wir denken. In Momenten, in denen die Dinge nicht nach Wunsch verlaufen, wird nach „den Fachleuten“ gerufen. Die Fachleute können im Gewand von Soziologen, Sozialarbeitern, Supervisionsprofis, Pastoraltheologen, Psychologen, Planungsexperten, Finanzexperten, Managern etc. auftreten. Kompetenter Rat ist niemals abzulehnen. Die Herausforderung unter der das Ordensleben heute steht, ist jedoch so groß, dass (auch) Fachleute sie nicht so einfach mit ihrem Instrumentarium bewältigen können. So gibt Bernard Rootmensen zu bedenken: „Die Position der Fachleute ist mit der eines Arztes vergleichbar, der zwar verschiedene Symptome einer Erkrankung wahrnimmt (z. B. körperliche Beschwerden), aber trotz seines Wissens und seiner Fähigkeiten nicht hinter die wirklichen Ursachen schauen kann. Genau wie dieser Arzt kommen wir mit unserem Fachwissen oftmals nicht weiter als bis zur Symptombehandlung. Für eine wirkliche Analyse dieser Zeit müssen wir uns eher an die Propheten und die Weisen halten, doch die haben nur gerade nicht das Interesse, sich ‚fachkundig‘ nennen zu lassen. (...) Nicht an den Weg der Fachleute ‚glauben‘, will insbesondere sagen, dass man sich nicht verleiten lassen soll, die Probleme, die auf dem Tisch liegen, weiter zum ‚Profi‘ durchzuschieben. Der Seitenweg des Fachwissens kann auch eine Flucht darstellen. Bei der Krise von Kirche und Glaube ist es sehr wohl vorstellbar, dass wir uns ins Berichte-Machen und/oder -Lesen flüchten, in endlose Versammlungen, in die Neustrukturierung der Gemeinde (Ordensgemeinschaften, d. Vf.) etc., während wir



zu wirklicher Besinnung und Vertiefung nicht kommen.“¹¹

Trauen wir der Einfachheit Gottes. Tragen wir immer Sorge, dass die Einfachheit des Evangeliums zur Geltung kommt und in unserem Leben ablesbar ist. Ja, verteidigen wir die Schlichtheit des Evangeliums neu!

Wie es geht, dass es geht?

„Brich auf! – Steh und geh!“ Was bringt uns wieder in Gang, damit wir uns Gottes Aufbruchbewegung anschließen können?

Für unsere prekäre Situation gilt: „Komplexe Probleme“ verlangen nicht nach „komplexen Lösungen“, sondern nach Schritten, die einen Unterschied machen. Die Aufgabe, das Evangelium heute zu leben, die Zeichen der Zeit zu deuten und die Geister zu unterscheiden, benötigt differenzierte Schritte und kann nicht auf die Lösung verweisen. Das ist für manchen enttäuschend. Lassen wir uns jedoch nicht von der Komplexität der Fragen in den Bann ziehen. Weder utopische Fixierungen noch große Vereinfachungen bringen hier weiter. Wir müssen in all dem um die Fluchtwege vor Gott wissen. Wo jedoch in unseren Gemeinschaften Schritte zur Vergegenwärtigung des Evangeliums, die im bisherigen Trott einen wirklichen Unterschied machen, sich ereignen, sollten wir sie stützen und fördern, auch wenn diese nur Senfkorn große Anfänge sind. Jede Gemeinschaft sollte solche Stationen der Hoffnung suchen. Unser Alter spielt hier keine Rolle, nur unser Vertrauen in die Jugend des Evangeliums. Schritte, die einen wirklichen Unterschied machen, lassen eine neue Dynamik der Veränderung entstehen, ohne von den unübersehbaren Problemen, Schwierigkeiten und Herausforderungen lahmgelegt zu werden und in „Problemtrance“ zu verharren. Diese Schritte sind wie der knospende Zweig am dürren Ast. Gott weiß die Blüten schon zu entlocken.

Vergessen wir jedoch nicht, auch Sterben ist ein Aufbruch, der größte überhaupt in unserem Leben. Das wird sich in unseren Gemeinschaften in unterschiedlicher Stärke ereignen. Auch darin kommt Er auf uns zu. Seien wir nicht so entsetzt darüber. Werden wir immer mehr österliche Menschen!

„Brich auf! – Steh und geh!“ Wenn wir den Weg „schaffen“ wollen, den Gott unter unseren Füßen täglich neu schafft, dann müssen wir uns vor „Haltungsschäden“ schützen. Vor allem vor der Verzweckung unseres Lebens und einer mangelnden Empfänglichkeit.

„Das Leben gerät viel besser, wenn man nicht so viele Absichten hat! Dem Menschen, der immer etwas bezweckt, sperren sich die Dinge. Und erst die Menschen!“, so formulierte es einmal Romano Guardini.¹² Haben wir zu viele Absichten? In einer Zeit der Analysen, Krisenmeldungen und der kirchlichen Selbstumkreisungen, in einer Zeit, wo das „Noch-Syndrom“ in der Kirche und auch in den Orden umgeht: „Noch“ haben wir so und so viele Klöster, „noch“ so und so viele Einrichtungen, „noch“ so und so viele jüngere Mitschwestern und Mitbrüder, „noch“ können wir uns finanzieren, da wächst das Absichtsdanken überdimensional.

Der extrem hohe Altersdurchschnitt, die prekäre Nachwuchslage, die große Austrittsbereitschaft, der Mangel an Hoffnungsträgern oder das immer kleiner werdende Reservoir an geeigneten Führungskräften bei vielfacher Überlastung und die aufreibenden Konflikte innerhalb der Hausgemeinschaften, füllen die Augen mit Absichten, das Herz mit Plänen und die Hand mit geschickten Kniffen noch hier und da was zu drehen. Es ist dann ein langer Weg um mit tiefer und freier Hingabe das Canticum aus dem Buch Habakuk zu beten: „Herr, ich höre die Kunde, ich sehe, Herr, was du früher getan hast. Laß es in diesen Jahren wieder geschehen, offenbare es in diesen Jahren! Auch wenn du zürnst, denk an dein Erbarmen. (...) Zwar blüht der Feigenbaum nicht, an den Reben ist nichts zu ernten, der Ölbaum bringt keinen Ertrag,



die Kornfelder tragen keine Frucht; im Pferch sind keine Schafe, im Stall steht kein Rind mehr. Dennoch will ich jubeln über den Herrn und mich freuen über Gott, meinen Retter. Gott, der Herr, ist meine Kraft. Er mach meine Füße schnell wie die Füße der Hirsche und läßt mich schreiten auf den Höhen“ (Hab 3, 3-4. 15-19).

Führen wir zuviel im Schilde? Wir arbeiten an Bildern und Visionen, am Ordensprofil, wie es sich in Zukunft gestalten soll. Wir entzünden Leitbilderdiskussionen. Wir arbeiten an der Erneuerung in unseren Gemeinschaften. Das ist alles nötig, ja sicherlich! Doch, sperrt sich unter diesen vielen Absichten und Zielumschreibungen die Wirklichkeit des gemeinschaftlichen Lebens nicht doch? Wollen wir zuviel? Sind wir noch auf dem Horchposten des Herzens? Wir schwanken zwischen Resignation und Aufbruch, zwischen Rückschlag und Ermutigung. Wir wissen, wie eng die Personaldecke ist und wie Ideen und Visionen zerplatzen, weil sich niemand findet. Da fixiert sich unsere Aufmerksamkeit wie ferngesteuert, trotz all der anders lautenden Beteuerungen, auf das, was wir machen, handhaben, tun können. Wir kennen unsere Wünsche, ja auch all zu gut unsere Schwächen, wir kennen hoffentlich auch unsere Stärken, aber kennen wir wirklich, existentiell, was Führung Gottes für die Gemeinschaft bedeutet, was Vorsehung meint? Das Leben ist uns nicht Feind, sondern zugetan. Wie lebendig bleibt die Grundwahrheit unseres Glaubens, dass Gott alles zum Guten führen will bei denen, die ihn lieben! Natürlich sollen wir nicht die Hände in den Schoß legen, jedoch auch nicht nervös mit ihnen herumfuchteln!

Wie real ist das Wissen, dass Gott in meinem und unserem Leben die Führung übernehmen will, in den Menschen, die er mir und uns zur Seite gibt, in den Freuden, in den Krisen, im Mangel, in Krankheiten, in allem will er uns etwas sagen: uns über uns hinausführen, in ein fremdes Land, dass er mir zeigen will.

Ordensleute fragen zu sehr nach dem was sie (noch) machen, (noch) tun und (noch) können, (noch) leisten können und zu selten nach dem, was sie bedeuten.

Das ist unsere Berufung; in einem Gedicht von Marie Luise Kaschnitz fand ich sie sehr genau umschrieben¹³:

Der Prophet

Ihr sollt in mir sehen

Einen von zweien

Und hinter meinen Worten

Unruhig horchen

Auf die andere Stimme.

Freilich, wir fragen nach unserem Anliegen, dass unser höchstes Anliegen nicht unser Anliegen, sondern Gottes Anliegen mit uns ist und die Zwecke schweigen müssen, um dies zu hören, das scheinen nur zu wenige zu ahnen. Wie steht es um das zweckfreie Ausschauhhalten nach Gott? Wie steht es um die in Gott und in der Freude an ihm gründende Absichtslosigkeit (gratuité)? Wenn die Seelsorge zur Zählsorge wird, wenn überall Dampf gemacht wird im Namen der prophetischen Existenz des Ordenslebens, wenn immer etwas „erreicht“ werden soll? Sperrt sich nicht das Leben und das Leben mit Gott gegen diese Unternehmungswut, diese Rettungs- und Überlebenswut? Es ist ein nötiger Imperativ unserer Zeit: Entdecke die Absichtslosigkeit, damit Gottes Weg mit uns werden kann!

Der schlimmste Verlust gegenwärtigen Ordenslebens wird in keiner Statistik geführt. Es ist der Verlust der Empfänglichkeit, d. h. der Stille, des Hörens, der Ehrfurcht und der Schönheit. Wieviel Zeit verbringen wir wirklich im stillen Verweilen vor Gott? Halten wir das noch aus? Es braucht mehr Räume der absichtslosen Kontemplation, die sich der Zweckrationalität, dem Leistungsdruck, der Bemächtigung, auch der Verdinglichung und Instrumentalisierung entziehen. Erst durch Muße, Kontemplation, Meditation wird die Arbeit entgiftet und substanzvoll. Aber die



Kontemplation ist mehr eine Lebensweise und Lebenshaltung als eine Technik. Sie wird jedoch in der Regel nur durch konkrete Übung und Disziplin erworben. Üben wir uns darin diszipliniert? Kontemplation ist zuerst einfaches Dasein vor Gott. Sie meint nicht die Augen schließen, schon längst nicht vor unserer Verantwortung in unserer Welt, sondern eines Sinnes werden mit Gott. Sieh, was Gott sieht, höre, was Gott hört, weine, wo Gott weint, lache, wo Gott lacht. Kontemplative Grundhaltungen sind die Liebe zur Wirklichkeit, das Zulassen der Dinge und Menschen, ohne sie gleich gewaltsam verändern und abschaffen zu wollen. Das sind die Eigenschaften der Kontemplation: „hellwach dabeisein, aus Interesse dabeisein und konsequent dabeibleiben.“¹⁴ „Kontemplatives Beten sucht einen Weg, in den Gedanken, Gefühlen, Wünschen, Sorgen, Problemen, Strategien, Zielsetzungen und in Tatendrang so frei zu werden, dass Raum für die anderen und für den ganz Anderen, für Gott da ist.“¹⁵ Die Kontemplation setzt das Siegel eines anderen in uns. Der Verlust der Stille, des schweigenden Gott-Suchens in unseren Ordenshäusern macht am meisten Sorge!

Manchmal stehen wir auf

Vieles ist nötig an Überlegungen, konkreten Planungen, an Fachwissen und Umstrukturierung. Wer den Besen nicht in der Hand halten kann, versteht wenig von Gott. Vieles fordert heraus. Ob wir mit all dem in die Gegenwart Gottes geraten, ob wir es Ihm noch einmal überlassen, ist entscheidend. Nicht die Statistik muss stimmen, sondern der Glauben muss stimmen, das Leben muss stimmen. Und dann werden wir auch die Statistik verkraften. „Ohne mich könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15,5), sagt Jesus. Ohne ihn gelingt kein Aufbruch. Er selber ist der Weg in unserer Weglosigkeit. Die Umwegpolitik Gottes mutet uns etwas zu. Darf Gott uns in die Quere kommen? Meiden wir diese Herausforderung nicht! Manches zer-

brechen wir, manches zerbricht Er über uns, damit wir den Himmel schauen. Werden wir absichtsloser, empfänglicher für sein Wirken, das immer im Verborgenen beginnt.

Edith Stein schreibt: „Im ewigen Schweigen des innergöttlichen Lebens wurde der Rat-schluss der Erlösung gefaßt. In der Verborgenheit des stillen Gemachs von Nazareth kommt die Kraft des Heiligen Geistes über die einsam betende Jungfrau und bewirkte die Menschwerdung des Erlösers. Um die schweigend betende Jungfrau geschart, harrte die werdende Kirche auf die verheißene neue Geistausgießung, die sie zu innerer Klarheit und fruchtbarer äußerer Wirksamkeit beleben sollte... In der stillen Zwiesprache gottgeweihter Menschen mit ihrem Herrn werden die weithin sichtbaren Ereignisse der Kirchengeschichte vorbereitet, die das Angesicht der Erde erneuern.“¹⁶ Und manchmal ist trotz allem was uns plagt Er ganz nah, ganz plötzlich jenseits all unserer Überlegungen:

*Manchmal stehen wir auf
Stehen wir zur Auferstehung auf
Mitten am Tag
Mit unserem lebendigen Herz
Mit unser atmenden Haut.*

*Nur das Gewohnte ist um uns.
Keine Fata Morgana von Palmen
Mit weidenden Löwen
Und sanften Wölfen
Die Weckuhren hören nicht auf zu ticken
Ihre Leuchtzeiger löschen nicht aus.*

*Und dennoch leicht
Und dennoch unverwundbar
Geordnet in geheimnisvolle Ordnung
Vorweggenommen in ein Haus von Licht.*

(Marie Luise Kaschnitz)

(Wortlaut des Vortrags auf dem Ordenstag der Diözese Limburg, Marienstatt, 19. Mai 2001)

¹ P. Ludger Ägidius Schulte ist Lehrbeauftragter für Dogmatik an der Philosophisch Theologischen Hochschule der Kapuziner in Münster, Spiritual im Priesterseminar in Limburg und Mitarbeiter in der Cityseelsorge in Liebfrauen in Frankfurt a. M.

² K. Hemmerle, *Glauben – wie geht das? Wege zur Mitte des Evangeliums*, Freiburg u. a. 1978, 18.

³ Ebd.

⁴ Nicht Nachlaßverwalter, sondern Wegbereiter. Klaus Hemmerle Predigten, hrsg. v. K. Collas, Aachen 1994, 70ff.

⁵ F. Kamphaus, *Wenn Gott in die Quere kommt*, Freiburg u. a. 2000, 98f.

⁶ A. J. Heschel, *Der Mensch fragt nach Gott*, Neukirchen-Vluyn 4. Aufl. 1999, XI.

⁷ Bernard Rootmensen hat darüber sehr erhellendes in seinem Buch: *Vierzig Worte in der Wüste. Werkbuch für Gemeinden zur Krise von Kirche, Glaube und Kultur*, Düsseldorf - 1994, 54-90 gesagt. Ich beziehe mich hier auf seine Ausführungen.

⁸ S. Weil, *La Connaissance surnaturelle*, Paris 1964, 47.

⁹ Das Gift sitzt in diesem Fall im Schwanz, im zugefügten -ismus. Tradition ist nötig. Ohne Fundamente schwankt alles. Die Diktatur der Angepass-

ten ist zu wehren. Und Formlos macht wehrlos. Aber Traditionalismus ist etwas anderes als Tradition, meint – kurz definiert – Verehrung einer bestimmten Tradition, die aus der breiten Skala der Tradition herausgebrochen und absolutiert wird. Wo die berechtigte Sorge um die Fundamente und die Ausrichtung des Ordenslebens in Angst umschlägt und wehrhafte Bunker gebaut werden, greift der Fundamentalismus um sich. Der Fundamentalismus stellt richtige Fragen: Was hat Bestand? Was überlebt die Moden und Trends? Aber er gibt die falschen Antworten, indem er das Risiko des Weges nicht gehen will.

¹⁰ Hier zitiert nach B. Rootmensen, a.a.O., 70.

¹¹ B. Rootmensen, a.a.O., 86.

¹² Hier zitiert nach: M. Schneider, *Wegmarken*, Köln 1999, 30.

¹³ Hier zitiert nach: E. Kapellari, *Aber Bleibendes stiften die Dichter*, Graz / Wien / Köln 2001, 105f.

¹⁴ F. Jalics, *Kontemplative Exerzitien*, Würzburg 1994, 74.

¹⁵ M. Scheuer, *Aufmerksamkeit und Hoffnung. Koordinaten christlicher Spiritualität*, in: *ThPQ* 148 (2000), 114-121, 120.

¹⁶ Hier zitiert nach: *Beten und meditieren mit Edith Stein*, hrsg. v. W. Herbstrith, Straßburg 1998, 29.